

Stephan Ruß-Mohl

Grenzgänge mit Hindernissen

Ein sehr persönlicher Rückblick auf Journalismusforschung und Ökonomik

Viele Schriftsteller und Journalisten sprechen und schreiben mehr oder minder fließend zwei oder drei Sprachen. Rar sind dagegen Publizisten, die zwei oder mehr Sprachen wirklich beherrschen, also virtuos mit ihnen umgehen können. Ähnlich verhält es sich mit Wissenschaftlern, die interdisziplinär arbeiten wollen. Angesichts der Expansion des Wissenschaftsbetriebs und der zunehmenden Konkurrenz ist es ja schwer genug, im eigenen Fach wahrgenommen zu werden. Man kennt die Fachsprache, beherrscht in der Regel die üblichen Methoden, hat Drittmittel eingeworben, Denkanstöße gegeben, sich Reputation erarbeitet – und schließlich einen Namen zu verlieren. Seltenheitswert haben dagegen Forscher, die in zwei Disziplinen so heimisch geworden sind, dass all dies für beide Fächer gilt, in denen sie sich tummeln.

Ich selbst habe Interdisziplinarität als Anspruch sozusagen mit der wissenschaftlichen ›Muttermilch‹ eingesogen. Jedenfalls wurde während der ersten Studiensemester in den frühen 70er-Jahren an meiner Alma Mater, der neu gegründeten, ›interdisziplinär‹ ausgerichteten Universität Konstanz, die sich seinerzeit gerne ›Klein-Harvard am Bodensee‹ nennen ließ, Interdisziplinarität von allen Beteiligten als Hohelied intoniert. Verwirklicht werden sollte dieses Konzept etwa im verwaltungswissenschaftlichen Studium, das Ökonomie und Organisationssoziologie, Politikwissenschaft, öffentliches Recht und Managementlehre zu amalgamieren suchte. Allerdings führten diese Versuche, Interdisziplinarität an der Universität zu ›leben‹, alsbald zu mehr Bescheidenheit: Getragen von Aufbruchstimmung, gab es zwar wiederholt Seminare, die Ökonomen und Politologen oder auch Stadtforscher und Juristen gemeinsam veranstalteten. Aber selbst wenn exponierte Vertreter verschiedener Fächer aufeinandertrafen, dienten diese Exerzitien oftmals eher der Abgrenzung als der disziplinübergreifenden wechselseitigen Verständigung. Ein paar Jahre später war dann immer öfter von ›Multi-‹ statt von ›Interdisziplinarität‹ die Rede.

Danach der zweite Anlauf, der eigene Versuch: 1985 wurde ich als Quereinsteiger – dank meiner Vorerfahrungen als Journalist und Journalismusforscher, die ich zwischenzeitlich erworben hatte – an die FU Berlin auf den Lehrstuhl des Gründervaters der Publizistikwissenschaft, Emil Dovifat, berufen. Damit einhergehend, ererbte ich die Leitung des Studiengangs ›Journalisten-Weiterbildung‹ – eines ambitionierten ›Modellversuchs‹, der in ein ›Regelstudienangebot‹ überführt werden sollte, wie es so schön im damaligen bildungspolitischen Bürokratendeutsch hieß. Der Studiengang verhalf berufserfahrenen Journalisten zu einem praxisnahen akademischen Abschluss und war seinem Anspruch nach ebenfalls ›interdisziplinär‹. Im Blick auf die Zielgruppe Journalisten war es auch innovativ und sinnvoll, Studieninhalte aus verschiedenen Fächern zu kombinieren – in diesem Fall der Geschichts-, Politik-, Wirtschafts-, Rechts- und Kommunikationswissenschaften. Aber die Gefahr war groß, dass bei einem Berufsstand, der ohnehin zur ›Überfliegerei‹ neigt, diese zweifelhafte Tugend nun auch noch mit akademischem Lorbeer lizenziert werden würde.

Im Rückblick war das Glas allenfalls halb voll – gelebt wurde auch hier eher Multi-, selten Interdisziplinarität. Immerhin: Die wenigen wirklich engagierten Teilnehmer, die sich in die Materie hineingekniet haben, konnten für ihren weiteren beruflichen Weg aus dem Fernstudienmaterial vermutlich mehr mitnehmen, als ihnen ein herkömmliches Magisterstudium geboten hätte. Und zumindest während der Seminare in Berlin, die ein multidisziplinäres Dozenten-Team mit Ehrgeiz und mit vielen externen Gesprächspartnern und Referenten gestaltete, gab es immer wieder Runden, in denen sich Wissenschaftler und Experten aus verschiedenen Fächern mit uns austauschten. So durften nicht nur die Teilnehmer, sondern auch wir Dozenten ›interdisziplinär‹ voneinander und miteinander lernen.



Für den akademischen Normalbetrieb waren damit wohl zu viele Grenzüberschreitungen verbunden: Der Studiengang überlebte zwar die unmittelbaren Strudel der deutschen Vereinigung, wurde aber, wie so vieles andere Vorzeigbare auch, abgewickelt, als der bereits ausgebluteten Freien Universität zur Jahrtausendwende von einer kurzsichtigen Politik immer neue Kürzungsrunden aufgebürdet wurden.

Zuvor waren bereits zwei Versuche, Ökonomen als wissenschaftliche Mitarbeiter einzustellen, um sie für Forschungsarbeit an einer Ökonomik des Journalismus zu gewinnen, grandios gescheitert. Die jungen Leute nahmen zwar dankbar den Job an und verstanden es als Dozenten immerhin, Journalisten für Ökonomie zu interessieren – aber in ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit ließen sie sich nicht auf die vereinbarte Vorgabe ein, an einer Ökonomik des Journalismus mitzuarbeiten.

Das Vorhaben, selbst nicht nur interdisziplinär zu lehren, sondern auch zu forschen, gelangte dann erst Jahre später über allererste Ansätze (Ruß-Mohl 1997) hinaus. Die wissenschaftlichen Mitstreiterinnen, die sich auf das Abenteuer der Interdisziplinarität wirklich einließen, waren »Eigengewächse«. Erst unter günstigeren Arbeitsbedingungen an der Università della Svizzera italiana in Lugano ist es schrittweise gelungen, eine »Ökonomik des Journalismus« zu entwickeln. Basierend auf den Denkmotellen der Ökonomie – speziell unter Bezug auf deren vermutlich »interdisziplinärste« Ableger, die politische Ökonomie/Institutionenökonomie und die Verhaltensökonomie – entstand ein für die Journalistik innovativer Theorieansatz.¹ Er hilft, Entwicklungen im Journalismus sowie redaktionelle Entscheidungsprozesse besser zu verstehen, als das zuvor mit den im Fach üblichen systemtheoretischen, strukturfunktionalistischen und konstruktivistischen Ansätzen gelungen war.²

Diese Überschreitung der Disziplinengrenzen hat uns nicht nur Freude bereitet und Freunde eingebracht: Auf kommunikationswissenschaftlichen Kongressen wurden wir mehrfach als »neoliberal« verschubladiert (wohl, weil für Nicht-Ökonomen häufig alles Ökonomische »neoliberal« ist) – und manchmal auch von Fachkollegen angegriffen, die ihre eigenen Paradigmen durch diese erweiterte Perspektive attackiert sahen. Kaum vorstellbar: Koryphäen der Kommunikationswissenschaft engagierten sich im Fußnotenkleinkrieg. Und natürlich war es nahezu unmöglich, für solche Forschungsarbeiten Geld von den etablierten Forschungsförderungs-Institutionen zu be-

kommen. Im Begutachtungsverfahren genügt ja inzwischen zumeist bereits ein einziger anonymer Peer Reviewer, um ein Projekt zu Fall zu bringen.

Schon innerhalb des eigenen Fachs ist es zum zeitaufwendigen und undankbaren Lotteriespiel geworden, Forschungsanträge zu stellen. Sie in alle Himmelsrichtungen im Blick auf denkbare Gutachter abzusichern ist weitaus wichtiger, als provokative, neue Forschungsfragen zu entwickeln. Antragstaktik zählt mehr als der Wille zur Innovation. Das Verfahren ähnelt dann den »Briefings« durch die hauseigenen Kommunikationsexperten, mit denen sich inzwischen Politiker oder Vorstandsvorsitzende auf eine wichtige Pressekonferenz vorbereiten. Die Sprechblasen, die danach von den Medien verbreitet werden, fallen entsprechend nichtssagend aus. Geht man das Risiko interdisziplinären Arbeitens ein, erhöhen sich die Hürden drastisch, den Gutachter-Parcours unbeschadet zu durchlaufen. Dabei wollten wir eigentlich nur eine zusätzliche Sichtweise auf den Journalismus und den Medienbetrieb etablieren. Es war uns von vornherein klar, dass wir auch im »anderen« Fach, in der Ökonomie, Außenseiter, bleiben würden – schon deshalb, weil sich keiner von uns auf deren durchgängige Mathematisierung oder auf die ökonometrischen Modelle einlassen wollte und konnte, mit denen Ökonomen ihrerseits nicht selten ihr »Herrschaftswissen« vom Rest der Welt abzuschirmen pflegen.

Auch ohne diesen Zugriff kann Ökonomie allerdings sehr inspirierend sein. Von Joseph Schumpeter (1946) bis hin zu Bruno Frey (1990) und Gebhard Kirchgässner (1991), von Anthony Downs (1967, 1972) über James T. Hamilton (2004) bis zu Dan Ariely (2008) gab und gibt es erfreulicherweise immer wieder Ökonomen, die Nicht-Ökonomen ihr Wissen zugänglich machen und damit interdisziplinäres Arbeiten ermöglichen, weil und indem sie selbst sich um Interdisziplinarität bemüht haben.

Hochrangige Repräsentanten des Wissenschaftsbetriebs propagieren Interdisziplinarität weiterhin zumindest in Sonntagsreden. Auch in Exzellenzinitiativen zur Wissenschaftsförderung wird sie immer häufiger eingefordert. Solange allerdings die meisten Forscher innerhalb ihrer Disziplinengrenzen sich an bereits vorhandenen Paradigmen abarbeiten (Kuhn 1981), wird sich im Alltag wenig ändern – es sei denn, die Forschungsförderungs-Einrichtungen setzten selbst Anreize zu vermehrtem interdisziplinärem Forschen und überdachten ihre innovationshemmenden Verfahrensweisen beim Peer Review.



Der Präsident der Stanford University John L. Hennessy hat vorgemacht, wie es gehen könnte. Seine Universität fördert gezielt die disziplinübergreifende Entwicklung von Forschungsprojekten. Dann bräuchte es allerdings (nicht nur bei Exzellenzclustern, Forschungsgruppen und Graduiertenkollegs, sondern ebenfalls bei Einzelprojekten im normalen Antragsverfahren) auch noch entsprechende Begutachtungsprozesse, in denen Forscher sitzen, die selbst nachweislich interdisziplinär gearbeitet haben. Das sollte eigentlich nicht so schwer umzusetzen sein – wären da nicht der »Built-in Conservatism« in Bürokratien und die Tendenzen zum Groupthink in Gremien, die Institutionenökonomiker, Verhaltensökonomiker und Sozialpsychologen seit Langem anprangern (Downs 1967). Leider sind auch Gutachter und Forschungsförderungs-Institutionen davon angekränkt und hindern so Forscher immer wieder daran, noch nicht ausgelatschte Pfade zu betreten, die in die grünen – und manchmal noch grüner erscheinenden – Schrebergärten der Nachbardisziplinen und somit in die wissenschaftliche Zweisprachigkeit führen könnten.

1 Vgl. Fengler/Ruß-Mohl 2005, 2008; Höhne/Ruß-Mohl 2004, 2005
2 Vgl. Ruß-Mohl 2009

Literatur

- D. Ariely: *Predictably Irrational. The Hidden Forces That Shape Our Decisions*. New York 2008
- A. Downs: *Inside Bureaucracy*. Boston 1967
- A. Downs: »Up and down with ecology – the »issue-attention cycle«, in: *Public Interest*. Bd. 28, Sommer 1972, S. 38–50;
www.anthonysdowns.com/upanddown.htm
- S. Fengler und St. Ruß-Mohl: *Der Journalist als »Homo oeconomicus«*. Konstanz 2005
- S. Fengler und St. Ruß-Mohl: »The Crumbling Hidden Wall: towards an Economic Theory of Journalism«, in: *Kyklos*, Bd. 61, Nr. 4, 2008, S. 520–542
- B. S. Frey: *Ökonomie ist Sozialwissenschaft. Die Anwendung der Ökonomie auf neue Gebiete*. München 1990
- J. T. Hamilton: *All the News That's Fit to Sell: How the Market Transforms Information into News*. Princeton 2004
- A. Höhne und St. Ruß-Mohl: »Zur Ökonomik und Ethik der Kriegsberichterstattung«, in: *Zeitschrift für Kommunikationsökologie*, Ausgabe 1, 2004, S. 11–23
- A. Höhne und St. Ruß-Mohl: »Der »Homo oeconomicus« im Feuilleton. Zur Ökonomik der Kulturberichterstattung«, in: Th. Wegmann (Hg.): *Markt. Literarisch*. Publikationen zur *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge, Bd. 12. Bern u. a. 2005, S. 229–248
- G. Kirchgässner: *Homo oeconomicus*. Tübingen 1991
- Th. S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt 1981 (1962)
- St. Ruß-Mohl: »Arrivederci Luhmann? Vorwärts zu Schumpeter! Transparenz und Selbstreflexivität: Überlegungen zum Medienjournalismus und zur PR-Arbeit von Medienunternehmen«, in: H. Fünfgeld und C. Mast (Hg.): *Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag*. Opladen 1997, S. 193–212
- St. Ruß-Mohl: *Kreative Zerstörung. Niedergang und Neuerfindung des Zeitungsjournalismus in den USA*. Konstanz 2009
- J. A. Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. Bern 1946